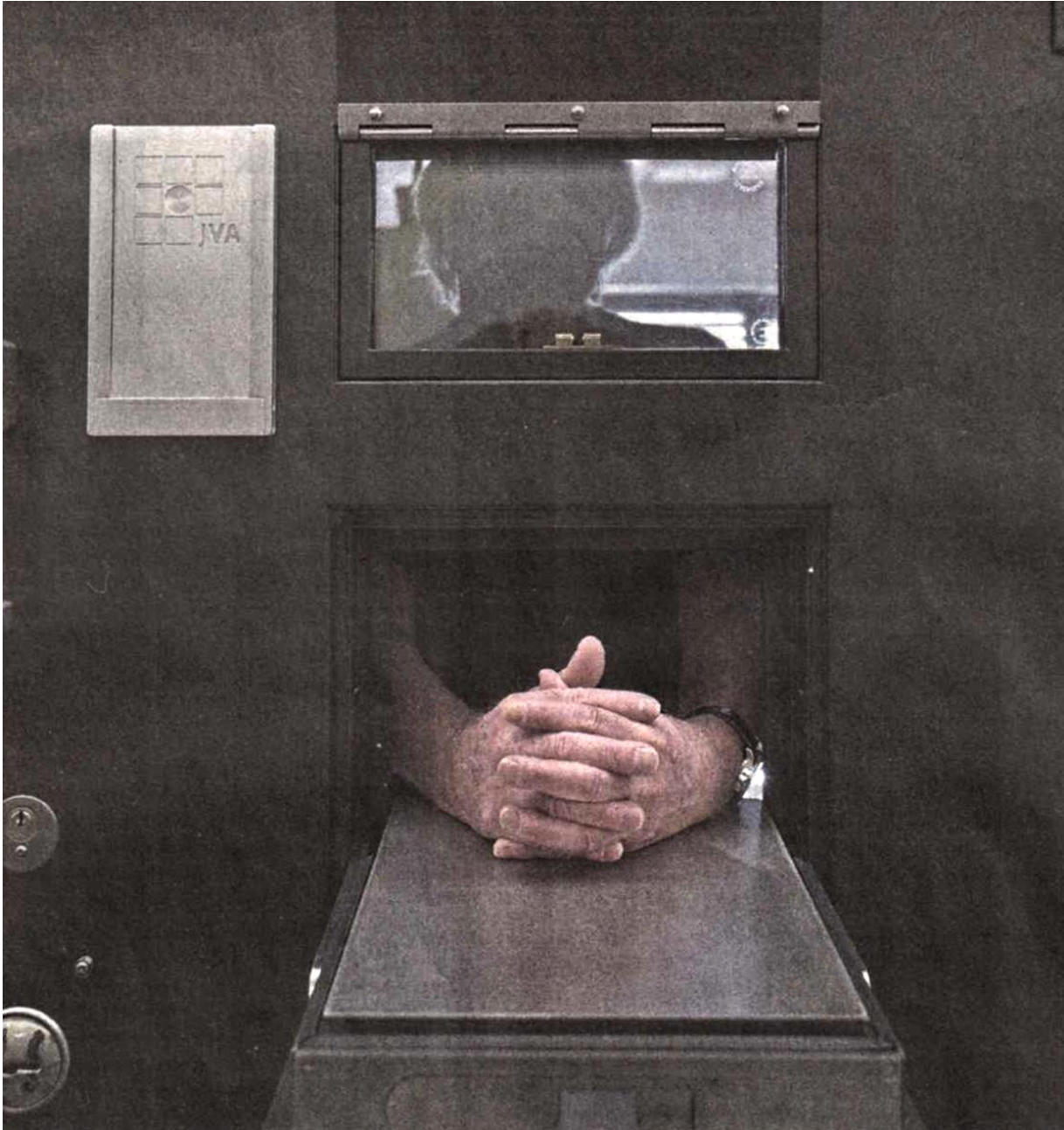


Im besten Gefängnis der Welt

Die Strafanstalt Lenzburg, ein fünfsterntiger Bau aus dem Jahr 1864, gilt weltweit als Vorbild im Justizvollzug. Warum eigentlich ?

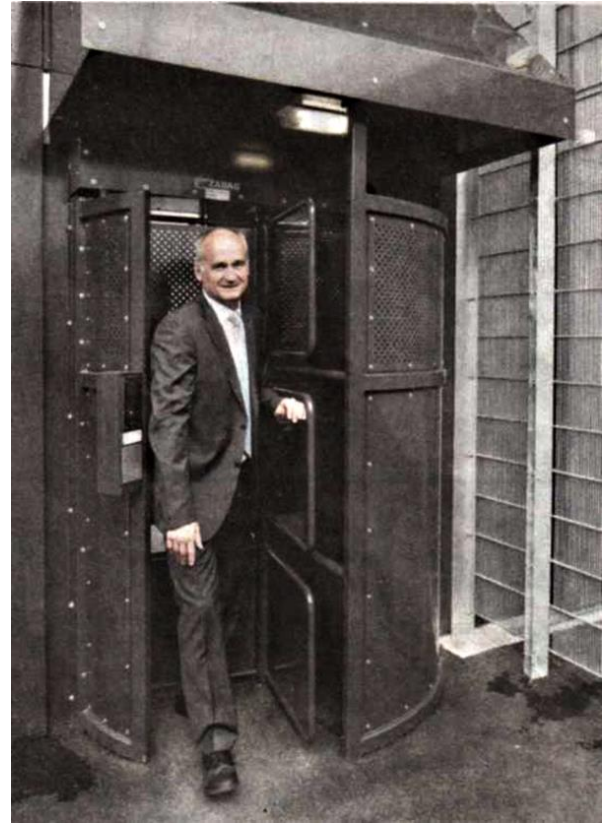
Eine Reportage von Charlotte Theile, Lenzburg



Essensklappe - die Gefangenen können jedoch auch selbst kochen. Foto: Salvatore Vinci (13 Photo)

Der Weg in das beste Gefängnis der Welt führt durch Scanner, Türen und Gitter, dann einen langen Gang, der früher einmal dunkel gewesen sein muss. Jetzt hängt hier Kunst, gut ausgeleuchtet. Ein kleines Schild mahnt: «Behandle andere so, wie du von ihnen behandelt werden willst.» Das nächste Gitter, eine kurze, steile Treppe. Im Zentrum des Fünfsterns, da, wo also die fünf langen Flure aufeinandertreffen, steht ein kleines Häuschen. Das Herz der Justizvollzugsanstalt Lenzburg. Von hier aus sieht man alles, oder zumindest genug. Gefängnisdirektor Marcel Ruf umkreist das Häuschen, er ist auf der Suche nach einer funktionstüchtigen Kaffeemaschine, vergeblich. Männer in roten Fleece-Jacken laufen vorbei, Marcel Ruf tippt einem jungen Mann auf die Schulter. Ob er Zeit habe, ein bisschen über die Justizvollzugsanstalt Lenzburg zu erzählen? Der Mann sagt Ja, Zeit habe er. Ruf geht weiter, anderes Gebäude, viele Schlösser, eines muss er mit seiner Iris aufschliessen, ein Blick, und die Tür öffnet sich. Der Kaffee, der endlich aus der Maschine tröpfelt, ist, um es freundlich zu sagen, trinkbar.

«Was ist gut? Wenn keiner ausbricht?» Was bringt Menschen dazu, diesen unspektakulären Ort als internationales Vorbild im Strafvollzug zu sehen? In Norwegen gibt es eine Insel, auf der die Straftäter ganz ohne Mauern und Stacheldraht leben dürfen. Andernorts gibt es hypermoderne Raumschiffzellen und solche, die eher an einen Designkatalog als an eine Strafanstalt erinnern. Marcel Ruf hat in seinem Büro Fotos all dieser Modellzimmer und Vorbildanstalten. Daneben ein rotes Herz mit der Aufschrift «Ein Herz für Arschlöcher», der Bestseller «Sohn» von Jo Nesbo, in dem es über ein modernes skandinavisches Hochsicherheitsgefängnis heisst: «Im Staten hatte er an alles gedacht. Schon in der Planungsphase hatte er mit Architekten und internationalen Experten zusammengesessen. Ihr Vorbild war das Gefängnis in Lenzburg gewesen, im Schweizer Kanton Aargau. Hypermodern, aber einfach und mit Fokus auf Sicherheit und Effektivität statt auf Komfort.» Das beste Gefängnis der Welt? Marcel Ruf schliesst die Augen. «Was soll das heissen? Ist ein Gefängnis gut, wenn niemand ausbricht?



Direktor Marcel Ruf stellt nur Ältere an. Foto: Keystone



Strafanstalt Lenzburg, 1977. Foto: ETH-Bibliothek

Wenn sich keiner umbringt? Wenn kein Mitarbeiter angegriffen wird? Oder geht es um die Rückfallquote nach der Entlassung? Es kommt immer darauf an, wen man fragt.» In vielen dieser Kategorien ist Lenzburg ganz vorn mit dabei, den letzten Ausbruch gab es vor mehr als zehn Jahren, die Fluktuation bei den Mitarbeitern ist extrem gering. Aber ein Bilanz-Suizid? Jemand, der am Morgen erwacht, sein bisheriges Leben resümiert und kühl beschliesst, dass er nicht mehr leben will? «Natürlich kann uns das passieren. Jederzeit.» Jedes Gefängnis ist ein Ort der Zahlen. Jahre, Monate, Tage. Auf wie viel Quadratmetern? Wie viele Stunden Tagesfreizeit, wie viel Sport, wie viel Arbeit? Wie viele Ausbrüche, wie viele Wärter auf wie viele Gefangene? Und überhaupt: Wie viele von denen, die hier drin sitzen, gehen als ungefährliche Männer wieder hinaus? Direktor Marcel Ruf hat aus diesen Zahlen Provokationen gezimmert.

Bei einem Vortrag Anfang Oktober - die angereisten Journalisten sind Fachleute für Sicherheitstechnik - präsentiert er sie ohne jedes Lächeln. «Unsere Zellen sind von 1864 und gut sieben Quadratmeter gross. Nach aktuellen Tierschutzbestimmungen dürfte ich darin nicht einmal einen gross gewachsenen Schäferhund über Nacht einschliessen. Ein Chihuahua wäre in Ordnung.» Es sei im Übrigen so, dass sich die Sache mit der Kriminalität von selbst erledigen würde, wenn man alle Männer unter 35 Jahren einsperren würde. Das meint er irgendwie ernst. Ruf stellt nur ältere Menschen ein, am besten solche über 40, die schon Familie haben und, bei den Männern, einen tiefen Testosteronspiegel. Das sei wichtiger als ein Hochschulabschluss. Doch das Gefängnis ist nicht nur ein Ort der Zahlen, es ist auch ein Ort, an dem Menschen mit ihrem Schicksal hadern. Ein Ort des Hoffens und Wartens, ein Ort, an dem manche Menschen kaputtgehen. Oder, wie es Marcel Ruf sagt: «Es gibt kein bestes Gefängnis. Das Beste wäre, wenn wir keine Gefängnisse brauchten.»

Die Wärter machen den Unterschied

Vor seiner Bürotür wartet der junge Mann, den der Direktor eine Stunde zuvor auf dem Gang gesehen hat. «Ich lasse euch allein», sagt Ruf und verschwindet mit einer Akte unterm Arm. Er wolle die Antworten nicht verfälschen. «Lenzburg ist anders», sagt Stefan Elias Fuchs*. «Ganz anders.» Fuchs hat Erfahrung mit diversen Vollzugsanstalten in Deutschland. Er ist aufgeregt. Seine Meinung ist gefragt. In der Schlosserei, wo er jeden Tag Gewinde schleift, sei es eher eintönig, und von dem Geld, das er dort verdiene, gebe er viel zu viel beim Kiosk aus. Shampoo, Duschgel, Briefmarken, Zigaretten, Softdrinks, Gas zum Kochen. «Die ziehen uns aus, alles kostet etwas.» Er lacht. In einem anderen Knast bekam er kein Bargeld, selbst kochen auf der Zelle, das durfte er noch nie. Der grösste Unterschied aber seien die Wärter. «Die sind so viel angenehmer, distanzierter. Korrekt und sachlich.» Er habe das noch nie erlebt. Keiner werde bevorzugt, keiner benachteiligt, er wisse genau, woran er sei. Unpersönlich? Fuchs schüttelt den Kopf. «Der Direktor hat mich gleich erkannt auf dem Gang. Nach zwei Wochen. Ich weiss, woran ich bin.» Im Moment ist Fuchs in einer Erziehungs-massnahme. Zwei Wochen keine Freizeit, keinen Sport. Beim letzten Besuch seiner Freundin kam es zum Streit. Sie wollte gehen, stand auf. Fuchs wollte sie zurückhalten, stand auch auf. «Der Wärter sagte, ich solle mich setzen. Das hab ich nicht gemacht, ich hab ihn nicht gehört.» Die Strafe begann sofort. Fuchs findet sie zu hart. «Aber es ist meine Schuld, dass ich hier bin. Jetzt gehöre ich dem Staat.» Marcel Ruf kommt wieder herein. Er will jetzt doch wissen, was der Häftling über die Anstalt sagt. Fuchs lobt die Sauberkeit, deutsche Gefängnisse seien viel dreckiger, das übertrage sich auf alles, auf den Umgang miteinander, das Selbstwertgefühl. Ruf unterbricht, vieles sei doch auch angenehmer in Deutschland, mehr Zeit für Sport, grössere Zellen. Fuchs nickt. Er ist 1,90 Meter gross. Die Zelle sei wirklich sehr klein.

Verpönte Stockschläge

1864, als der Fünfstern gebaut wurde, waren die sieben Quadratmeter mit eigenem Nachttopf und hochklappbarem Bett Ausdruck einer neuen Zeit.

Durch die Fenster strömte Licht, die Gefangenen bekamen Raum, um sich zurückziehen, und die Möglichkeit, sich im Freien zu bewegen. Stockschläge, gerade noch ein beliebtes Erziehungs-mittel in der Rechtsprechung, waren in jenen Jahren verpönt, man strafte mit Dunkelhaft und «schmalen Kost». Gefängnisse sind Zeitmaschinen. Immer wieder liest man Geschichten von Menschen, die lange eingesperrt waren und draussen fassungslos Telefonkabinen suchen. Heute ist der Freiheitsentzug einschneidender als früher. Schliesslich sind die Gefangenen von einem Tag auf den anderen offline. «Der Wegfall des elektronischen Netzwerks, das Fehlen dieses digitalen Körperteils, wirkt bei manchen jüngeren Gefangenen wie ein Entzug» sagt: Ruf. Drinnen gibt es eine Bibliothek. Man kann Briefe schreiben und pro Woche dreimal zehn Minuten von einer Zelle aus telefonieren. Andererseits sind Gefängnisse eng mit den Debatten draussen verknüpft. Wenn, wie Anfang der 90er-Jahre geschehen, ein Gefangener in den Ferien einen Mord begeht, gibt es bald darauf kaum noch Ferien. Marcel Ruf zeigt Schwarzweissfotos aus den 70er-Jahren. Rotwein auf der Zelle, lange Haare, gemeinsames Gitarrenspiel. Der «Blick» interviewte einen Ausbrecher zu Hause und fand: der arme Mann. Bei diesen Bedingungen wären sie wohl auch ausgebrochen.

Heute sitzt Joachim Schneider* (51) in Marcel Rufs Büro und seufzt. Er ist ein kleiner Mann mit freundlichem Gesicht und kurz rasierten Haaren. Unter seinem weissen T-Shirt spannen sich Brust- und Armmuskeln. Das Fitnessstudio der Anstalt ist fast immer ausgebucht. Schneider hat ein laufendes Verfahren. Sein Urteil, lebenslange Haft mit anschliessender Verwahrung, ist gerade vom Bundesgericht in Lausanne bestätigt worden. Das ist auch für die nationalen Medien ein Thema. In den Kommentarspalten freuen sich die Leser und finden, man solle ihm die Anwaltskosten vom Stundenlohn abziehen. «Zeit genug hat er nun, Körbe zu flechten oder Stimmmaterial einzupacken.» Tatsächlich leitet Schneider die Joghurtproduktion in Lenzburg, die übliche Arbeitspflicht übertrifft er deutlich. «An 29 von 30 Tagen arbeite ich da unten. Ich bin selbstständig, niemand redet mir drein.» Schneider, der für einen Doppelmord unter Einfluss von Kokain im Gefängnis sitzt, ist hier zum Anwalt geworden. In einem Theaterstück spielt er den Verteidiger Wilhelm Teils. Schneider überzeugte: Das Publikum sprach Teil frei. Ob der Direktor keine Angst hat, dass bei einer solchen Veranstaltung, bei der Gefangene und auswärtige Gäste aufeinandertreffen, etwas passiert? Ja, sagt Ruf, das könne theoretisch sein - auch wenn Gäste und Gefangene vorher genau überprüft würden. «Ich kann mir aber nicht nur vorstellen, was alles passieren könnte. Pessimismus kann blockieren, im Extremfall den Betrieb der Anstalt infrage stellen. Das heisst nicht, dass wir nicht über Sicherheitsbedenken sprechen. Aber wir fragen uns auch: Was kann schlimmstenfalls passieren? Und wie wahrscheinlich ist das?»

Die Sichtweise des Doppelmörders

Auch Joachim Schneider lässt der Chef mit dem Besuch allein. Die Geschichte, die der 51-Jährige erzählt, ist verworren. Während ihn die Boulevardpresse als «Doppelmörder von Zug» bezeichnete, erzählt der 51-Jährige eine andere

Geschichte -eine, in der er unter Kokaineinfluss in die Wohnung einer Frau fuhr, mit der er eine Affäre hatte; es kam zum Streit, er war auf Drogen - und rastete aus. Totschlag im Affekt. Wenn die Richter das auch so sehen würden, müsste er nicht Jahrzehnte hinter Gittern verbringen. Er könnte seine Kinder wiedersehen, ein neues Leben beginnen. Schneider kämpft vor Gericht für seine Version, er hat Anwälte, Zeugen, eine eigene Version. Und trotzdem. Im Gefängnis hört man immer mal wieder den sarkastischen Spruch, jeder hier drin sei unschuldig. «Ich bin nicht unschuldig», sagt Schneider, als könne er Gedanken lesen. «Aber ich bin auch kein Mörder.» Der Satz steht noch im Raum, als Schneider schon wieder in seiner Zelle verschwunden ist. Den Journalisten für Sicherheitstechnik hat Marcel Ruf einige Wochen zuvor eine andere Seite gezeigt. Den Hochsicherheitstrakt, bei dem einzelne Zellen permanent videoüberwacht werden. Das neu errichtete Zentralgefängnis, in dem schon die Essenklappen in den Türen so schwer sind, dass man sie kaum bewegen kann. Die Drohnenabwehrsysteme, die biometrischen Zugangskontrollen, die Mobilfunk-erkennsysteme. Den Herzschlagdetektor, der jedes Fahrzeug, das hinausfährt, noch einmal auf heimliche Mitfahrer überprüft. Die sauberen Einmannzellen, eine kleine Pritsche, eine Toilette, abwaschbar, modern geschnitten. Es scheint, als könne hier nichts schiefgehen, als träfen in Lenzburg Profiwärter auf Profigefangene.

Tanzende Albaner und eine Predigt

Ein kalter Vormittag im Dezember, drei Tage vor Weihnachten. Das Gefängnis steht zwischen nebligen Wiesen und leeren Strassen. In der Kapelle im Innenhof warten Vertreter der katholischen Kirche. Auf den Tischen liegen Tannenzweige und Mandarinen, es gibt Wasser vom Discounter, alle fünfzig Zentimeter ein Teelicht. Die Tür geht auf. Die Häftlinge kommen herein. Stefan Elias Fuchs* winkt herzlich. Zufrieden aber ist er in Lenzburg nicht mehr. Während die Geistlichen auf Deutsch, Englisch und Französisch von einem Licht der Hoffnung in dunklen Zeiten sprechen, beschwert sich Fuchs über die Bürokratie von Lenzburg. Er fühlt sich eingengt, gegängelt, der kleine Sohn seines Cousins wurde zum Weihnachtsbesuch nicht zugelassen, er ist nicht nah genug mit ihm verwandt. Die Stelle in der Schlosserei hat er aufgegeben, jetzt bügelt er, das sei ebenso langweilig. Der Pfarrer spricht von Einsamkeit und Dunkelheit, Fuchs hört zu. Ein älterer Häftling übersetzt auf Albanisch. Fuchs deutet auf die Musikerin, seine Stimme voller Respekt: «Die sieht aus, als ob sie das gut kann.» Wieso das? «Sie ist so schön.» Die Seelsorgerin stimmt «O Tannenbaum» an, Fuchs singt als einer der wenigen auf Deutsch mit. «90 Prozent Ausländer hier», raunt er, während das Lied auf Englisch und Französisch erklingt. «Wird aber versucht, das zu vertuschen.» Dann spielt die Irish-Folk-Band. Die Musikerin, eine junge blonde Frau im dunkelroten Kleid, begeistert nicht nur Stefan Fuchs. Die Musik ist laut, schnell, rhythmisch. Nach zwei Takten wird geklatscht, dann gesungen. «Hey, hey, hey!», ruft die junge Frau, zwei ältere Albaner tanzen eng ineinander gehakt, von Dunkelheit ist nichts zu spüren, übersetzen muss auch niemand mehr. Teller mit Nüsschen und Schokolade werden hineingetragen, was nicht aufgegessen wird,

landet innerhalb von Sekundenbruchteilen in den Plastiksäcken der beiden Albaner, die gerade noch getanzt haben. Marcel Ruf lacht, als er von der Feier erfährt. «Das ist auch für uns eine Premiere.» Normalerweise sei das eine ruhige Veranstaltung, den meisten Gefangenen sei über die Festtage nicht zum Klatschen und Tanzen zumute.

Ruf hat wenig Zeit. Der Regierungsrat kommt zum Mittagessen vorbei. Seine Assistentin führt in eine der Werkstätten. Grosse Holzbretter, Sägen, schweres Gerät. In der Schreinerei arbeiten zurzeit Gefangene mit den unterschiedlichsten Vorbildungen: Einer war mal Bäcker, ein anderer Journalist, ein dritter Koch. Der sogenannte Schreinerpraktiker ist einer von vielen Berufen, die die Gefangenen hier ausüben - wer will, kann sich auch zum Gemüsebauassistenten, Metallbearbeiter, Kleinteilemechaniker oder Gebäudereiniger ausbilden lassen. Andere Jobs sind weggefallen: Obwohl das Gefängnis eigene Kühe und Schafe besitzt und die Arbeit mit den Tieren stets sehr beliebt war, ist kaum ein Gefangener mehr in der Landwirtschaft - denn dieser Job findet ausserhalb der Gefängnismauern statt. Ein zu hohes Risiko, finden die Gesetzgeber. Ob es sicherer ist, die Strafgefangenen nach Jahren ohne Kontakt mit der Aussenwelt zu entlassen? Rufs Assistentin zuckt mit den Schultern. Das sei eine politische Frage.

Das Gefängnis steht unter Druck

Im Gefängnis wird vieles sichtbar, was sich draussen nur erahnen lässt. Warum etwa gibt es so viele Ausländer hinter Gittern? Bekommen Schweizer Geldstrafen und Wiedereingliederungsprogramme, während Ausländer weggesperrt werden? Oder sind Schweizer einfach selten kriminell? Und: Wie viele Gefangene bekommen Psychopharmaka und wären in einer Klinik besser aufgehoben als im Knast? Das Gefängnis Lenzburg mit seinen blitzsauberen Gängen, den tanzenden Gefangenen und dem netten Laden, direkt vor der Tür, wo man «Zuchthausbrot» und hausgemachtes Joghurt kaufen kann, ist ein Ort, der unter Druck steht. Ein Ort, an dem sich erahnen lässt, wie sich der Strafvollzug verändert und welche Anstrengung es kostet, hier jeden Tag ein Regelwerk aufrechtzuerhalten, von dem man selbst nicht immer überzeugt ist. Der Weg zurück führt durch den Fünfstern, einige Gittertüren, eine steile Treppe, dann ein langer Gang, Türen, Schleusen. Draussen wartet Gefängnisdirektor Marcel Ruf auf seinen Chef, den Regierungsrat. Auf einer Wiese neben der alten Mauer stehen ein paar Kühe im Nebel. Sie gehören weiter zum Betrieb, auch wenn ja im Moment fast kein Gefangener mit ihnen arbeiten darf. Doch auch das kann sich ändern. Ruf sagt, er habe nicht vor, die Tiere wegzugeben.

** Namen von der Redaktion geändert*

In Zahlen

300

Die Lenzburger Justizvollzugsanstalt, kurz JVA, besteht aus der Strafanstalt und dem nahen Zentralgefängnis. Die Anstalt bietet Platz für 300 **Häftlinge**. Diese werden überwacht, betreut und begleitet von etwa 200 Mitarbeitenden.

Sieben **Quadratmeter** gross sind die Zellen in Lenzburg. Seit dem Bau 1864 hat sich diesbezüglich nichts verändert. Laut dem Direktor dürfte nach aktuellen Tierschutzbestimmungen darin nicht einmal ein gross gewachsener Schäferhund über Nacht eingeschlossen werden. Ein Chihuahua wäre in Ordnung.



Zelle mit Aussicht: Früher durften die Häftlinge auch «draussen» arbeiten.
Foto: Alessandro Della Bella (Keystone)



Die Zellen im Neubau sind hell, freundlich - und teilweise bunt.
Foto: Alessandro Della Bella (Keystone)